

Nr. 204 **Bromberg, den 6. September** **1935**

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn**. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(19. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Der Zinner schüttelte den Kopf und meinte: „Sakra — Sakra, der Bua — werd' der eppa mit seine feinen Handerln dö Riesenbam ausreißen?"

„Und jetzt, liebe Freunde, kommt für mich eine wichtige Frage. Und eine Bitte an Euch!"

Der Gairinger blätterte wieder um, er hielt mit dem Lesen inne und überflog die nächsten Zeilen, wobei seine Augen immer größer und größer wurden. „Herrgott", sagte er plötzlich, „dös geht uns an, Männer. Hiatzt halts enk an und fallts net von die Bänk'!" Er las weiter:

„Ich habe meine Waldgüter nicht nur um die Ankaufsbewilligung in der englischen Kolonie, sondern auch unter der Bedingung verkauft, mir die Leute die ich zur Urbarmachung meines neuen Besitzes brauche, aus meiner Heimat als Arbeitskräfte nachkommen zu lassen.

Ich habe dabei in erster Linie an Euch — die Zweite MG — gedacht. Und ich mache Euch den Vorschlag, zu mir zu kommen und mit mir gemeinsam eine neue Heimat zu finden!"

Der Fiederer sprang auf und schmetterte die schwere Faust auf den Tisch, daß die Schnapsgläser einen Luftsprung machten: „Dös is a Red'!" schrie er begeistert. „Mi hat a scho! — I geh'!" Der Zinner brummte: „I a!" Der Rothschädel machte ein verdattertes Gesicht. Der Gairinger war ganz rot vor Aufregung. Der Kralizek sagte schluckend: „Hiatzt — i hab' immer g'sagt, daß dö Menschen eigentli guat san und daß ma ans dem andern helfen muaß. — Siagst es, Fiederer, dös is a ganz a guata Mensch!" Der Mathes schüttelte den Kopf. Der Rottenmanner sprach nichts — rührte sich nicht. Ein eigenartiges Licht kam in seine ernsten Augen. Der Gairinger wartete, mit der Hand wedelnd, bis wieder vollste Aufmerksamkeit herrschte. Dann fuhr er fort zu lesen:

„Ich weiß, daß es in Eurer Heimat keine Arbeit gibt. Darum mache ich Euch den Vorschlag, zu mir zu kommen. Er soll nicht nur für Euch eine Lösung bringen, sondern auch für mich hier in der Wildnis treue und verläßliche Kameradschaft bedeuten.

Wenn Ihr damit einverstanden seid, so bitte ich den Rottenmanner, den beiliegenden Brief an meinen Vetter, den englischen Major Henderson, der in Wien der Abrüstungskommission zugeteilt ist, zu senden. Er ist von mir schon benachrichtigt und wird für Euch alle Schritte tun, damit Ihr ehestens fahren könnt. Ich rechne damit, daß außer den Sieben vom Monte Asolone noch der Sohn des Rottenmanners und auf alle Fälle Wolf mitkommt.

Überlegt Euch meinen Vorschlag und handelt dann, wie Ihr es für Euch gut findet. Ich grüße Euch, meine Freunde, und hoffe, daß Euch dieser Weg in eine neues Leebn recht sein wird.

Euer dankbarer

Ladislaus von Meszlényi

124. Avenue — Imperial-Hotel, Montreal, Canada."

Da saßen sie, die Sieben vom Monte Asolone, und rissen buchstäblich den Mund auf. Stille war in der Stube. Man hörte die Fliegen summen, so still war es.

Der Rottenmanner tat einen tiefen Atemzug. Er stand auf, ernsthaft und geschlossen wie immer.

„Männer", sagte er, „hiatzt is ka Zeit net zum Schnapstrinken und a net zum Pfeifenrauchen. Mir müssen die Sach' genau überdenken, und i schlag' vor, daß ma heut abend bei mir no amal z'sammenkommen täten. Bis dahin hat si's a jeder überlegt. Und wann ma einig san, was tuan, dann wer ma morgen glei das, was not tuat, angehen! I brauch' wohl net sagen, daß ka Wort von dera G'schicht ausg'red't werden derf! Habts mi verstanden?"

Die sechse nickten wie auf ein Kommando. Keiner war jetzt zu einer Aussprache aufgelegt. Das Neue, Große, das da in ihr Leben treten sollte, mußte zuerst in der Stille verarbeitet werden, bevor man darüber sprechen konnte.

Ruhig standen sie auf, schüttelten sich die Hände und gingen heim.

— — — — — — — — — — —

Nach der Abendfütterung kamen sie einzeln und paarweise zur Rottenmanner-Hütte.

Die Petroleumlampe brannte in der Stube. Schnaps war keiner da, nur die Pfeifen qualmten. Alle machten ein recht ernsthaftes Gesicht. Aber jeder dieser Sieben hatte seinen Entschluß gefaßt. Der Rottenmanner sah sich seine Leute an.

„I wer nach der Reih' fragen", sagte er. „Z'erscht spricht der Fiederer!"

Der Heinrich sagte: „I geh liaba heut wie morgen. Dort gibt's Arwat für mi und a bissel a Hetz a mit dö Bären und Tiger, was dort umanander laufen tuan."

Der Peter sagte: „I geh mit'n Heinrich!"

„Guat!" sagte der Rottenmanner. „Hiatzt da Zinner!"

„Guat!" sagte der Rottenmanner. „Da Mathes!"

Der Ladenhausen räusperte sich. Es wurde ihm verteufelt schwer, seinen Entschluß zu verkünden. Aber er sagte endlich:

„I kann net mittuan. I hab' a jungs Weib und an klan' Buam. Mei Hof is denen zwa ihre Heimat. Es tuat ma lad gnug, aber i bleib' daham!"

Der Rottenmanner nickte.

„Guat!" sagte er. „Da Gairinger!"

Der Sepp schmunzelte.

„I wer enk do net mir nix dir nix davongehen lassen? Mei Muatta is no a tüchtigs Weiberl. Dö kann den Hof no a paar Jahrln allan kommandieren. — I geh!'

„Is guat!" sagte der Toni. „Hiatzt da Florl!"

Der Florl schneuzte sich aus alter Gewohnheit und sagte:

„I hab' schon mit'n Mathes alles ausg'macht. Der wird mein' Hof zu seiner Wirtschaft zuwinehmen. — I bin froh, daß i von da außikemman tua. Natürli geh i mit!"

„Is recht!“ sagte der Rottenmanner. „Hiatzt da Wenzel!“

Der Wenzel sagte: „Alsdann, weil kaner von enk a Nadel einfadeln kann und deswegen, daß i enk die Hosen und dö Janker ausbessern wer und dö Wirtschaft führen, so geh i natürli mit, weil ma enk ja net allan lassen kann!“

„Is guat!“ sagte der Rottenmanner. „I und da Hannes und da Hund gengan a. So springt da Mathes aus, vorläufi — und da Hannes, der steigt eini in die Zweite MG. So san ma wieder siebene — und da Hund! In Gottes Namen, mir gengan außi. Gairinger, morgen steigst abi zum Postamt und gibtst den Brief an den englischen Herrn auf Wean auf. Dann wer ma halt warten, was kommt. Und hiatzt, liabe Leut', tua ma uns net mehr den Kopf zerbrechen. Denks liaba nach, was ma mitnehmen auf'n Urwald — Werkzeug und so. Dort is nix. Ka Hütten — gar nix. Dös muaß ma alles erst schaffen!“

Das Eis war gebrochen. Fragen und Meinungen tauchten auf, und jetzt brachte der Hannes auch ein wenig Heidelbeerschnaps. Man saß, rauchte, trank und war erregt. Erregt von der bevorstehenden Veränderung, erregt vom Unbekannten, das in ihr Leben so entscheidend eingreifen sollte. Der Hannes saß in der Stubenecke und hing seinen Gedanken nach —

Und das Mariele?

Es wurde dem Buben schwer, an einen Abschied von dem Mädchen zu denken. Aber er ging mit — dorthin, wohin der Vater ging. Und das Mariele würde nachkommen, wenn es groß war. Dann wollte er im Walde eine Hütte bauen, und dann würden sie heiraten . . .

Indes der Gairinger am kommenden Morgen den Brief an den englischen Herrn auf die Post trug, klopften der Toni Rottenmanner und der Wenzel Kralizek bescheiden am Tor des Pfarrhofes. Der Toni hatte den wichtigen Brief bei sich. Er wollte dem Herrn Pfarrer den Entschluß der Zweiten MG-Abteilung mitteilen und ihn bitten, an den Ungarn in Kanada ein kurzes Schreiben zu richten, worin der Herr Pfarrer das Kommen der Sieben anzeigen sollte.

Der alte Herr saß im großen Lehnstuhl am Fenster, hatte die Hornbrille auf der Nase, und vor ihm, auf einem Tischchen, stand ein Glas Milch.

Über die Brillengläser guckte er die zwei an. Freundlich — lächelnd — über allen Dingen dieser komischen Welt stehend.

„Na — was wollts denn?“ fragte er.

„Wann i bitten derf, Herr Pfarrer“, sagte der Toni, „mir ham' an Briaf kriagt aus Kanada. — Mir sollen außikommen! I bitt', daß den Briaf lesen tuan — und dann tua ma schön bitten, daß der Herr Pfarrer den Herrn in Kanada a paar Wörtln schreiben mögen, daß ma kemman tuan — alle siebene — und da Hund a!“

Das war eine etwas schwierige Erklärung. Der Pfarrer sah den Toni erstaunt an, dann nickte er und streckte die Hand aus.

„Gib den Brief her, Toni, und dann tuats euch setzen“, sagte er.

Indes die beiden auf den Stühlen am Tische Platz nahmen, entfaltete der Priester das Schreiben.

Die Morgensonne kam durch die blanken Fensterscheiben und spielte mit dem schneeweißen Haarkranz auf dem Haupte des Greises. Der saß ruhig, aufmerksam lesend.

Stille war in der Stube. Nur die Herdenglocken sandten ihre Töne auch hierher in die Ruhe des Raumes.

Lange dauerte es, bis der Pfarrherr mit dem Lesen zu Ende war. Der Toni und der Wenzel saßen mäuschenstill, abwartend. Jetzt ließ der alte Herr die beschriebenen Blätter in den Schoß sinken, blickte nachdenklich-sinnend durch das Fenster in die goldene Morgensonne. Es schien, als ob er die beiden ganz vergessen hätte.

Endlich wandte er den Kopf und sah den Rottenmanner an.

„Ja — ja“, sagte er leise, „z'erscht kommen s' mit Gottes Hilf' auf d' Welt, dann wachsen s', dann gehen s' im Krieg, dann kommen s' z'Haus, und dann haben s' ka Ruh' net und ka Sitzfleisch und da Geduld — und dann gehen s' wieder davon.“

Er fuhr fort:

„Rottenmanner, i siag, daß ös enkeren Entschluß schon g'faßt habts. — A bissel kann i enk scho verstehen. Aber wär's net besser, in christlicher Ergebung a klan's Kreuz auf sich zu nehmen und daham zu bleiben?“

Der Toni schöpfte tief Atem. Dann sagte er:

„Hochwürden, Herr Pfarrer — i wer schauen, daß i hiatzt ganz genau sagen kann, wia i über die Sach' denk'.

Mir san hamkommen. — I glaub', daß bei uns siebene — und wohl bei alle andern a — das Herz voll war von Dankbarkeit und Freud', daß ma dös Glück g'habt ham' und haben z'ruckkommen derfen. Und auf a richtige Arwat ham' ma uns a g'freut, auf den Augenblick, wo ma mit unsere Händ' unser Brot wieder vadienen können.“

Der alte, greise Pfarrherr nickte leise mit dem Kopfe. Das gab dem sonst so wortkargen Toni Mut, weiterzusprechen. Er sagte:

„I waß net, aber ich glaub', daß mi da Herr Pfarrer scho verstengen wird. Na — mir san halt z' Haus kommen. Aber die Leut z' Haus — die ham' uns ang'schaut, als wenn ma Wilde wären. Und g'wiß ham' sie viele Leute denkt, daß's besser g'wesen war', wann ma draußen blieben wär'n, wie so viele andere . . .

Überall, wo man hing'horcht ham' z'wegen aner Arwat, da ham' s' uns schiaf ang'schaut . . . Ka Platz, alles b'setzt, ka Arwat, hat's g'haßen.

Mir san ja no feste Männer. Mir ham' ja a a bissel was g'holfen, daß da schiache Kriag net grad über unser Heimatlandl kommen is.

Aber — wia i scho g'sagt hab', mir san hamkommen, und wia die fremden eLut ham' s' uns ang'schaut. Dös könn' ma net vertragen und dös wird immer ärger.

Und so ham' ma uns z'samm'g'red't, weil da klane Ungar uns a wengerl lieb hat und helfen will, daß ma außigengan. Es werd uns schwar g'nug, daß ma dös Landel da lassen müassen — aber da — bei uns z'Haus — da san ma schier überflüssi.“

Er schwieg.

Der Pfarrer hatte aufmerksam, mitfühlend diesem schmerzensreichen Erguß einer einfachen Seele gelauscht.

„Guat“, sagte er, i will dem Herrn glei schreiben. Da Ladenhausen geht net? Und da Hannes statt seiner? Dös is recht! Da Bua soll hinaus, und da Bauer, der was Weib und Kind hat, der soll bleiben. Und z'wegen den Hof vom Rothschädel und deiner Hütten, Toni, wer i mit dem Mathes schon no reden. Tuats es net verkaufen. Es is a Stückerl alte Heimat, die was enk hier bleibt, wanns amal müd' sein werds und hamkommen tuts.

I schreib glei und da Hannes kann den Brief abitragen. Und bevor daß ös weggehen tuats, da will i enk no alle siebene amal sehen. I möcht' enk a paar guate Worte mitgeben auf den weiten Weg — und unsern liaben Herrgott derfts net vergessen im fremden Landl . . .“

Der Greis winkte mit der Hand — die Aussprache war zu Ende.

Der Toni und der Wenzel standen auf, dankten und gingen aus der Stube.

„Die besten, treuesten, verläßlichsten Leut“, seufzte der alte Pfarrherr, aber der guate Hergott wird s' behüten!“

*

Der Rothschädel war eifrigst damit beschäftigt, seinen Hof in besten Zustand zu versetzen. Er wollte alles in Ordnung übergeben. Nachdenklich stand er im Stall vor den drei Pferdchen und dachte ernsthaft darüber nach, wie er die Gäule eventuell doch noch mitnehmen könnte...

„Dös könnt' ma richti brauchen dort im Urwald!“ meinte er.

Er hatte wohl noch kein Wort über seine Absicht geäußert, aber über die Aloisia mußte die Tatsache doch zur Kathel gesickert sein. In diesen Tagen schmiß sie heftiger als je mit dem Küchengeschirr — endlich riß ihr der Geduldsfaden, und als der gute Florl aus dem Stalle zum Wohnhaus ging, stellte sie ihn kurzerhand.

Die festen Arme in die Hüften gestemmt, stand sie in der Türe. Dem Florl, der da ein Ungewitter ansteigen sah, wurde ungemütlich. Hinein ins Wohnhaus konnte er nicht — da stand die Kathel.

„I geh' g'schwind abi zum Mathes“, sagte er, die Flucht ergreifend. Aber das war ein Trugschluß; so ungeschoren sollte er heute nicht davonkommen.

„Was? Zum Mathes?“ fragte sie spitzig. „Komm her, Bauer, i hab' was mit dir zum reden.“

Der Florl schob sich auf dieses Kommando näher, wie ein Vogel, der vom Blick einer Schlange hypnotisiert wird.

„Na — was willst denn?“ fragte er mit unschuldiger Miene.

Die resche Kathel aber holte tief Atem auf Vorrat und legte los:

„Du, i sag' da's glei — wannst mi jetzt anlugen tuast, so komm i mit'n Besen. Was is dös für a Red' von Fortgehen und Ameriga und so, was die Alosia gestern auf d' Nacht gesagt hat?“

Der Rothschädel schüttelte sich wie eine gebadete Maus und sagte:

„Gar nix, liabe Kathel, gar nix B'sonderes — mir gengan a wengerl fort — nur a bissel — weil ma daham ka Arwat net ham'...“

Da hatte er aber auf einen falschen Knopf gedrückt.

„Was?“ schrie die Kathel, „ka Arwat? Daß i net lach'! Hat da Bauer an Hof und an Wald und Viech und Rösser und a Haus und find' ka Arwat net? Ja — alleweil die Pratzen im Hosensack und in die Luft glotzen, statt daß der Bauer endli amal die Mistgabel ordentli in die Händ' nehmen tat und an Stall ausputzt — alleweil mit dö andern Landstörzer bei'nander und nix wia dispatieren und Pfeifenraachen — dös kann i a — wann i wollt' — Und wer soll auf'm Hof aufpassen, han? Und wer aufs Viech? Und der Herr Bauer, der fahrt umananđer aufs Ameriga und kümmert si an Schmarrn um sei Wirtschaft — und — und — und — um die Kathel a net...“

Tränen kamen — nicht einzeln — nein, ein Sturzbach von Tränen, lange zurückgedämmt, jetzt mit elementarer Macht losbrechend. Die blaue Schürze vor den Augen, heulte sie ihren Schmerz dem Florl vor.

Als sie dachte, daß es nun genug sei, um den Florian Rothschädel überzeugt und butterweich gemacht zu haben, ließ sie den Schürzenzipfel fahren und blinzelte zum Sünder, bereit, ihm alles zu vergeben und zu verzeihen...

Da war aber nichts zu verzeihen. Der Florl hatte die Zeit, während der die resche Kathel ihr Gesicht mit der blauen Schürze bedeckt hatte, dazu benutzt, um völlig geräuschlos zu verschwinden.

Er war weg — die Katharina sah ihn noch, weit über der Almwiese, der Hütte des Rottenmanner zustreben. Er hatte es sehr eilig, der Florl —

Wütend drehte sich die Kathel, drohte dem teuren Flüchtling mit der Faust und sagte:

„Du Kerl, du liaba — di derwisch i schon no amal!“

Dann ging sie in die Küche und schmiß weiter mit den Töpfen, daß es nur so schepperte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann ohne Konkurrenz...

Schnappschuß von einem Vorposten auf See.

Von Oskar H. Reiner.

Man kann auf verschiedene Weise Vorposten stehen: im Kriege an der Front, im Frieden im Manöver, an den Grenzen der Reiche, vor Munitionsdepots, an strategisch wichtigen Brücken usw. — — man kann aber auch Vorposten stehen für die Presse, und das ist gar nicht so uninteressant.

Ein solcher Vorposten der Presse ist Oberpackmeister Mathiesen, den wir auf der Dampffähre von Warnemünde nach Gjedser (Dänemark) begrüßen. Die Frage, wie ein Oberpackmeister Vorposten der Presse sei, versteht man ohne weiteres, aber ebenso auch die Antwort: Christian Mathiesen fungiert nämlich gleichzeitig als Pressephotograph — „Schnappschußjäger“ sagen die Dänen und Schweden dazu —, und zwar ausschließlich als „Schnappschußjäger“ berühmter und berühmtester Persönlichkeiten, Kaiser, Könige, Generäle, Wissenschaftler und so weiter. — — —

„Der Photograph des Königs“, wenn man diesen Titel einmal prägen darf, entstand durch die eigenartige geographische Lage des Inselreiches Dänemark. Wenn man einmal den Flugzeugverkehr außer acht läßt, sind fast alle berühmten Gäste, die ins Land kommen, gezwungen, die Hauptstrecke Berlin (Hamburg)—Warnemünde—Gjedser—Kopenhagen zu benutzen. Nun dürfte es nicht allzuschwer sein, in der Hauptstadt Kopenhagen einen Reporter zum Bahnhof zu schicken und den betreffenden berühmten Gast zu knipsen oder interviewen. Das wissen aber viele Ausländer, die dorthin kommen (die Unverdrossenheit der dänischen Reporter, die einem beinahe bis in die Badezimmer folgen, ist weltbekannt), und etliche von ihnen steigen deshalb schlauerweise in Roskilde aus dem D-Zug, fahren dann mit einem gewöhnlichen Bummelzug bis Valby (eine Haltestelle vor Kopenhagen) und setzen von hier aus den Weg mit der Straßenbahn fort. Unerkannt und unbelästigt kommen sie in der Metropole an.

Eine große Zeitung, der dies öfter passierte, kam daher auf einen pfiffigen Einfall: Sie kaperte sich den Oberpackmeister Mathiesen, und nun war das Geschäft gemacht. Welcher berühmte Besucher wittert denn Unrat, wenn er im Restaurant der Fähre sitzt, während der Überfahrt behaglich ißt und trinkt und dabei mehrfach einen Oberpackmeister wie zufällig an sich vorübergehen sieht?

Aber haste nicht geseh'n, hat die Sache dann doch geklappt: Der hohe Gast ist heimlich geknipst worden und kann nun ruhig in Roskilde oder sonstwo auskneifen, sein Bild kommt dennoch bombensicher in die Zeitung!

„Sind Sie nie dabei erwischt worden?“ fragte ich Meister Mathiesen.

„Das will ich nicht sagen“, lächelt der schlaue Fuchs, „vor 17 Jahren erwischte mich der König von Dänemark selber. Erst guckte er verwundert, dann sagte er zu mir: „Na, Mathiesen, das ist ja ein prachtvolles Geschäft, das Sie sich hier auf der Fähre gekapert haben — so einen Laden möchte ich auch haben, ohne jede Konkurrenz . . .“ Das war für mich ein Königswort! Siebzehn Jahre hindurch hat es gegolten, und wenn es klappt, wird es noch länger gelten.“

„Da stehen Sie ja bei Hofe in gutem Andenken!“ sage ich.

„Jawohl!“ erwidert Meister Mathiesen. „Auch die Königin kam mir seinerzeit hinter die Schliche. Ich durfte ihr dann — da ihr meine Bilder so gut gefielen — jedes Jahr einmal zu ihrem Bruder, dem Großherzog von Mecklenburg, folgen, und auf dem Jagdschloß Gelbensande wurde dann regelmäßig die königliche Familie im Verwandtenkreise von mir geknipst. Schließlich sagte der Großherzog zu mir im Scherz, daß ich jetzt schon zu seinem Familieninventar rechne . . .“

„Welche Berühmtheiten haben Sie in Ihrem Leben auf die Platte gebannt?“

„Präsident Roosevelt“, antwortet er, „den früheren König von Griechenland, König Gustaf von Schweden, die Mitglieder des Hauses Hohenzollern, ferner Gesandte, Professoren, Ärzte, Maler und bekannte Dichter, auch Knut Hamsun, der hinterher mächtig geschimpft haben soll, als er plötzlich sein Bild in der Zeitung entdeckte.“

„Ist Ihnen dabei nie etwas schief gegangen?“ lautet meine neue Frage.

„O doch“, lacht Meister Mathiesen, „vor einigen Jahren hat mich ein bekannter deutscher Dirigent schwer hereingelegt. Ich hatte noch nie ein Bild von ihm gesehen und stellte mich daher unauffällig bei der Paßkontrolle an der Fähre auf, um ihn kennenzulernen; aber es war nutzlos, ich konnte den Musiker nicht entdecken. Mißmutig strich ich im Restaurant der Fähre umher, als ich auf einmal einen Herrn auf einen anderen, mit einer Hornbrille, zueilen sah und ihn ausrufen hörte: „Ah, da sind Sie ja, Herr X., es freut mich, teurer Meister, Sie hier an Bord auf hoher See zu treffen . . .“ Aha, dachte ich, jetzt haben wir dich, mein Junge ! Also rasch die Kamera gezückt und drei, vier Schnappschüsse losgelassen! Einen Tag später erschien auch richtig das Bild, und zwei Tage darauf hagelte das Donnerwetter der Redaktion erbarmungslos auf mich nieder: — ich hatte den Falschen geknipst! Wissen Sie, was der Mann war? Versicherungsagent in Kopenhagen! Ihn hatte der Musiker, der mit ihm im Abteil saß, angestiftet, mich hereinzulegen. Der Dirigent selber schickte mir nur lakonisch eine Depesche: „Wenn Sie mich knipsen wollen, müssen Sie früher aufstehen! — — —“

„Nun, schließlich verzieh mir die Redaktion, und von da an paßte ich auf wie ein Schießhund . . ."

Dreitausend Mal ist Meister Mathiesen bisher über die Ostsee gefahren. Was für ein wertvolles journalistisches Photo-Album muß dieser Mann im Laufe der Jahre gesammelt haben! Nicht jeder Pressephotograph hat so ein Glück.

Wanderzirkus.

Von Alois Florath.

Bis in die Nacht hinein hat er noch gespielt. Jetzt will er weiter. Die Artisten brechen die Zelte ab. Im Morgengrauen bereits hoppeln die Wagen über das Pflaster der Landstraße. Am nächsten Abend steht der ganze Brassel, bis auf die letzte Lampe komplett in der Nachbarstadt, und die wunderschönen Plakate, die gestern noch zum Besuch der Abschiedsvorstellung aufforderten, kündigen nun das „Riesen-Monumental-Eröffnungsprogramm" an. Nach 14 Tagen geht dasselbe Theater wieder los. Wieder in die nächste Stadt. Von Spanien bis zum Ural, von Kopenhagen bis Konstantinopel traben die flinken Pferdchen und laufen die Artisten. Immer in die nächste Stadt. Durch die ganze Welt! —

Sie sind sehr stolz auf ihre Zunft, die Zirkusleute. Ihr Leben gehört der Manege, und der Blickwinkel, von dem aus sie die Welt beurteilen, ist das Fenster ihres Wohnwagens. Es schaut ein kleines Mädchen heraus. Sein Blick geht hoch über die glotzende Menge der Bürger hinweg und spielt mit der Ferne. Ob es Geschwister habe, wird es gefragt. „Ja, zwei", antwortet es, „aber die sind beim Theater." Und mit hochgeschürzten Lippen fügt das Kind hinzu: „Nur ich bin beim Zirkus. Ich habe auch was gelernt." — Sie kann Seiltanzen.

Da kommt der stolzeste Mohikaner nicht mit; und die Herrschaften, die in ihrem hundertpferdigen Achtzylinder über die Berge flitzen, können den Kopf nicht höher tragen als dieses Zirkuskind, das im wackeligen Wägelchen durch die Pfützen der Landstraße zieht.

*

In Zinnowitz traf ich einen kleinen Zirkus, der einen Wagen bei sich hatte, an dem „Menagerie" geschrieben stand. Er hatte ein offenes Gitter und war in zwei Teile geteilt. Links wohnte ein Bär, und rechts hatte die Direktion ihre Hühner untergebracht. Landhühner, die sich in nichts von anderen Hühnern unterschieden. Eier legten sie auch. Davor staute sich das Publikum. Hinter diesem Wagen waren einige Quadratmeter mit Ketten abgezäunt. Da hauste ein Renntier. Sein Geweih bestand nur aus zwei spitzen, nackten Knochen. Es war angebunden und fraß Heu. Immerzu. Trostlos anzusehen.

Denselben Zirkus traf ich später hinter Kolberg wieder. Mitten in seiner Wagenburg thronte Joseph Braubacher, der Inhaber und Direktor der Schau. Er saß auf einem alten Marmeladeneimer und entwarf das Nachmittagsprogramm. Vor ihm zeigte sein zehnjähriger Sohn anderen Jungens das Peitschenknallen. Er lehrte sie das langgezogene Ausholen, zeigte ihnen, wie man die Lederschnur laut schnackend durch die Luft sausen und sie mit pfeifendem Knall über den Sand wirbeln läßt. Wer es bei ihm gelernt hatte, mußte dem kleinen Braubacher fünf Pfennige zahlen.

Vor dem Wagen mit der Menagerie blieb ich stehen. Der Bär knabberte an demselben Holze wie in Zinnowitz. Er brummte dabei. Aber niemand verstand, ob er es böse oder freundlich meinte. Die Hühner waren auch noch da. Sie hatten einen Gast, einen Fuchs. Der tat den Hühnern nichts. Die Küken kamen und pickten ihm wohl mal ins Gesicht. Es rührte ihn aber nicht. Ein junger Hahn trat ihm auf die Nase. Auch das rührte ihn nicht. Ein Junge löcherte ihn mit seinem Stock. — Na? — Nein, es rührte ihn nicht mal, wenn er gereizt wurde.

Ich trat hinter den Wagen und wollte dem Renntier „Guten Tag" sagen. Es war weg. Das regte mich auf. Ich ging zu Herrn Braubacher und fragte ihn nach dem Tier. Direktor Braubacher fuhr mit der Hand über die Stirn, als müsse er die Schatten der anderen Bestien aus seinem Gedächtnis verscheuchen. Plötzlich bekamen seine Augen ein Leuchten. „Kerstin!" rief er, „Herr, sie meinen Kerstin. Das war gewiß ein schönes Exemplar." Joseph Braubacher nickte in Erinnerung. „Es ist eingegangen, Herr. Es konnte mein Heu nicht vertragen." —

Ich wandte mich ab. Ich ärgerte mich über mich. Weshalb sprach ich mit diesem Mann. Es ist doch sonst nicht meine Gewohnheit, fremde Leute anzureden. Jetzt erinnerte ich mich, daß ich immer schon mal an das Renntier, den Bären und sogar an die Hühner gedacht hatte.

Warum?

Es ist wohl doch so, daß der bürgerliche Mensch in dem wandernden Zirkuswagen das erkennt, woran er denkt, wenn er nachts nicht schlafen kann. Was seinen Träumen Anregung gibt und den Hintergrund aller unerfüllbaren Wünsche bildet.



Bunte Chronik



Der Pudding bringt es an den Tag.

Es ist dann ein bekannter Studentenwitz daraus geworden. Daß aber der spätere Theologieprofessor Tholuck, ein an den Hochschulen des letzten Jahrhunderts bekannter Mann, die Sache wirklich erlebt und auch noch offenherzig weitererzählt hat, wissen die wenigsten. Es war ein recht unangenehmes Erlebnis aus seiner eigenen Studentenzeit, das Papa Tholuck da seinen Hörern beichtete. Tholuck nämlich hatte sich in seinen jungen Jahren recht kümmerlich durchschlagen müssen und freute sich, als er eines Tages in ein vornehmes Berliner Haus zu Tisch geladen wurde. Mit vielen anderen Gästen saß er an der reichgedeckten Tafel und ließ sich besonders den feurigen Rotwein schmecken; um so ärgerlicher bemerkte er, daß ihm der Diener sehr unaufmerksam einschenkte. Er konnte aber doch nicht unbescheiden sein und selbst danach verlangen . . . Plötzlich wurde es dunkel, Hausherr und Diener rannten durcheinander, um die Beleuchtung wieder in Ordnung zu kriegen, und diese Minuten nutzte Tholuck; er griff nach der Weinflasche, trank den Rest weg und stellte die Bouteille vorsichtig wieder hin — vorsichtig, und trotzdem in die Puddingschüssel, die kurz zuvor gerade hier auf den Tisch gesetzt worden war. Es wurde hell, und der Arme mußte, stotternd und hochrot, beichten, um keinen anderen zu verdächtigen. Doch der Hausherr zeigte Humor; am nächsten Tag erhielt der Student eine ganze Kiste des feurigen Weins.



Lustige Ecke





„Nun muß ich mich heranmachen — —ich bin schon drei Stationen zu weit gefahren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p. beide in Bromberg.